

Hans Georg von Carlowitz
1772 – 1840

und die Zeichen der Zeit

Für Pauline zur Jugendweihe

Wer sind wir? Wo kommen wir her? Wohin gehen wir?
Was erwarten wir?
Was erwartet uns?

Ernst Bloch

Das Wirken dreier Vertreter der Familie v. Carlowitz ragt in besonderem Maße heraus:

Georg (1471-1550) wurde als Berater der Herzöge Georg und Moritz, dem späteren Kurfürsten, zum Spiritus Rector der Fürstenschulen St. Afra (Meißen), Schulpforta (Naumburg) und St. Augustin (Grimma). Sein revolutionäres Schulkonzept verhalf begabten, aber mittellosen Knaben zu einer exzellenten Ausbildung.

Hans Carl (1645-1714) prägte den Begriff der „Nachhaltigkeit“ im Umgang mit der Natur. Damit trug er uns auf, sie nicht einer „florirenden Commercia“ zu opfern.

Mit dem „Carlowitz Congresscenter“ würdigt ihn Chemnitz heute im Herzen der Stadt.

Die Sächsische Hans-Carl-von-Carlowitz-Gesellschaft e. V. pflegt sein Andenken und hat mit ihrem Wirken internationale Ausstrahlung erlangt.

Hans Georg (1772-1840), dessen 250. Geburtstages wir 2022 gedenken, hatte entscheidenden Anteil an Sachsens Entwicklung zu einem parlamentarischen Rechtsstaat und bedeutenden Industrieland.

In Anerkennung seines Wirkens um den „Mitteldeutschen Handelsverein“, der die Zollschranken in großen Teilen Deutschlands beseitigte, ist Carlowitz Ehrenbürger der Städte Frankfurt a. M. und Bremen.

Felicitas und Johannes v. Carlowitz

Bernhard Schawohl

Hans Georg von Carlowitz

1772 – 1840

und die Zeichen der Zeit



A handwritten signature in black ink, reading "Hans Georg von Carlowitz". The signature is written in a cursive style with long, sweeping lines.

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2022

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96940-296-2

Copyright (2022) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier

www.engelsdorfer-verlag.de

16,80 Euro (DE)

Diese Leseprobe ist durch ein Copyright geschützt!

VORWORT

Hans Georg von Carlowitz verfolgt mich seit fast vier Jahrzehnten.

1986 legte ich an der Fakultät für Philosophie und Kulturwissenschaften der Technischen Universität Dresden meine Diplomarbeit vor: „Die Herausbildung von Wertorientierungen der Persönlichkeit – dargestellt am Beispiel des sächsischen Adligen Hans Georg von Carlowitz“.

Als verantwortlicher Redakteur der DRESDNER HEFTE, der ich 1983-1990 war, regte ich anlässlich des 200. Jahrestages der Französischen Revolution das Heft „1789 – Zeichen der Zeit“ an. Darin findet sich auch ein kleiner Aufsatz zu Carlowitz.

Danach haben wir uns etwas aus den Augen verloren.

Im März 2021 gab er mir den Wink, dass er 2022 seinen 250. Geburtstag feiern würde und erinnerte mich an den Brief, den er im September 1831 an seinen Bruder Carl Adolf geschrieben hatte:

„Es wird eine Zeit kommen, wo man sich meiner mit Anerkennung erinnern wird, aber diese gehört dann nicht mehr in die Geschichte meines Lebens.“

Konnte ich das anders verstehen als eine Aufforderung? Ihr nachzukommen, schien mir möglich. Denn Otto Eduard Schmidt hatte in seinem Buch „Drei Brüder Carlowitz“ von 1933 das „Wesensbild“ meines Helden „zu den anziehendsten und schönsten, die der ober-sächsische Adel hervorgebracht hat“ gezählt und es in einer Fülle originaler Briefzitate dokumentiert. Darin finden sich viele Hinweise darauf, mit welchen Menschen Carlowitz in Kontakt stand, welche Ideen der Zeit sein Denken beeinflusst haben. Derart beflügelt, bin ich vielen weiteren Quellen gefolgt, um ein möglichst authentisches Bild des Menschen Hans Georg von Carlowitz und seiner Zeit zu zeichnen. Im vorliegenden Roman können die Leserinnen und Leser das Leben meines Helden, zugleich eine Fülle von Begebenheiten in der sächsi-

schen Geschichte vom Kursächsischen Bauernaufstand 1790 bis zur Verabschiedung der ersten Sächsischen Verfassung von 1831 verfolgen. Außer fünf handelnden Romanfiguren haben alle namentlich Genannten wirklich gelebt und werden am Ende des Buches vorgestellt. Authentische Zitate sind an der zeitgenössischen Rede- und Schreibweise zu erkennen.

Dresden im Januar 2022

Inhalt

Vorwort	5
Prolog	9
Napoleons Flucht	9
Der nächste Tag in Dresden – 14. Dezember 1812.....	27
Erstes Buch	33
Marie	33
Carlowitz bei Körner kurz nach Napoleons Flucht.....	44
Carlowitz' Begegnungen auf dem Striezelmarkt 1812	59
Zweites Buch	67
Marie Louise als Magd auf Großhartmannsdorf 1789.....	67
Carlowitz als Student in Leipzig	74
Marie Louise schließt sich den Bauern an	77
Der Aufruhr der Bauern 1790	82
Der Anführer Geißler	88
Die Niederlage.....	96
Marie Louise flieht nach Meißen.....	98
Drittes Buch	111
Carlowitz trifft Fichte in Leipzig.....	111
Carlowitz trifft seinen Jugendfreund Novalis	121
Zum Landtag hin	130
Der Landtag 1799	140
Viertes Buch	145
Wie liegt doch alles noch so wüst	145
Das Denklehrzimmer.....	159
Dinters Plan	171
Fünftes Buch	177
Die Verschwörung zum Guten	177
Zurück zu Geißler	186
Der böse Mensch ist von Natur aus gut	189
Unter Napoleons Regiment	194
Audienz beim König.....	202
Der Marsch nach Russland	207
Sechstes Buch	213
Die Rückkehr des Kaisers 1813.....	213

Das Wespennest.....	217
Senffts Irrtum.....	221
Das Lazarett.....	225
Siebtes Buch.....	231
Das Treffen in Oberschöna – Advent 1813.....	231
Die Hilfskommission 1813	236
Die Antragsflut.....	240
Das Waisenhaus.....	243
Blühende Landschaft	248
Achtes Buch	253
Neue Fremdherrschaft 1814.....	253
Der Zorn.....	255
Man muss helfen.....	258
Neuntes Buch	263
Neue Welt Frankfurt 1821	263
Der Gesandte	265
Das Geständnis	269
Hoher Besuch.....	273
Jeanettes Heimgang.....	283
Zehntes Buch	289
Die Heimkehr 1827.....	289
Die Oberschönaer Punktation.....	295
Der Freischütz.....	301
Bei Carus	305
Funkenflug.....	309
Die Verfassung 1831	319
Epilog.....	337
Literatur/Quellen.....	343
Bildnachweis.....	344
Danksagung	345
Romanfiguren sind	347
Die handelnden Hauptpersonen.....	347
Der Autor.....	350

PROLOG

NAPOLEONS FLUCHT

Caulaincourt war außer sich. Die Turmuhren hatten in dieser eiskalten Dezembernaut schon Mitternacht geschlagen, als sie Dresden erreichten. Ohnehin verspätet waren sie obendrein lange kreuz und quer durch die stockdunkle Stadt geirrt, ohne die Wohnung des französischen Gesandten Baron de Serra zu finden. Dabei hatte ihnen der Bautzner Postillon, der vorn auf dem Bock schon fast erfroren war, Ortskenntnis versprochen. Endlich entdeckte Caulaincourt ein Licht und befahl gebieterisch: „Halt!“

Er sprang aus dem Schlitten und klopfte an dem weit und breit einzig erleuchteten Fensterladen. Bald öffnete der sich einen Spaltbreit.

„Was fehlt denn?“, wollte der Mann in Nachtmütze wissen. Caulaincourt bat ihn, ihm den Weg zur Wohnung des französischen Gesandten zu weisen, falls er ihn kenne.

„Ist er krank?“, kam es mürrisch zurück.

„Nein, das nicht.“ Die Nachtmütze zog den Laden zu. Der Riegel rastete laut hörbar ein.

„Diese Sachsen!“, schimpfte Caulaincourt in sich hinein. Dem Türschild neben dem Fensterladen konnte er entnehmen, dass es sich bei dem nächtlich Gestörten um einen Medicus handelte. Der fühlte sich offensichtlich nicht verpflichtet, bei dieser Kälte Leuten, die nicht krank waren, Hilfe und Auskunft zu geben. Sein Ärger entlud sich nun wieder auf den Postmeister: „Seit Überschreiten der sächsischen Grenze heute im Morgengrauen kommen wir nicht mehr voran!“, zischte er ihn an.

„Aber die Kälte, der Sturm, der Schnee“, versuchte sich der Gescholtene zu wehren.

„Schweig, Kerl! Hatte ich nicht gemeldet, in Bautzen frische Pferde zu brauchen, die sofort nach unserer Ankunft aus Görlitz anzuspinnen

seien? Stattdessen hatten wir auf der Poststation in Bautzen drei viertel Stunden Aufenthalt! Obendrein bekamen die Pferde vor der Einspanne noch satt zu fressen. Jeder Stalljunge weiß, dass ein vollgefressener Gaul zu kaum mehr als leichtem Trabe taugt! Aber das Füttern der Pferde unmittelbar vor der Reise ist eine dumme Angewohnheit scheinbar von euch sächsischen Postmeistern überhaupt. Es ist euch einfach nicht auszutreiben, wie ich seit Jahren konstatieren muss. Und nun – zum schlechten Schlusse – irrst du mit uns planlos durch die Stadt! Du scheinst nicht zu wissen, welch hohen Passagier du hast!?“

Der arme Postmeister wusste es wirklich nicht. Woher auch? Reisten seine beiden Gäste nicht inkognito? Wenn er in dem Manne, der in dicke Decken gehüllt, die Füße in ein Bärenfell gesteckt, den Kaiser Napoleon erkannt hätte – es wäre ihm auch nicht geholfen gewesen. Er konnte das verflixte Haus des Gesandten einfach nicht finden.

Acht Tage waren die beiden Reisenden schon unterwegs. Seit dem nächtlichen Start kurz vor Moskau am 5. Dezember hatte sie die sibirische Kälte, wie sie in diesem Winter 1812 herrschte, auch quer durch Polen und Preußen nicht verlassen. Tiefer Schnee erschwerte das Vorankommen. Namentlich in den Senken und Hohlwegen hatte ihn der Sturm derart angehäuft, dass die Vorausabteilung geeignete Umwege suchen musste. Besonders nachts gerieten Ross und Reiter dabei oft an die Grenzen ihrer Kraft. So manchem waren bereits die Zehen schwarz gefroren; in den Poststationen stöhnten die Männer vor Schmerz, als sie sich die blutlosen Hände wärmten.

Doch darauf konnte Caulaincourt keine Rücksicht nehmen. Als grand écuyer, als Großstallmeister, zu dem er 1804 berufen worden war, hatte er unter anderem für den reibungslosen Ablauf aller Reisen des Kaisers der Franzosen zu sorgen. Armand de Caulaincourt unterstand die gesamte Organisation des Kurier- und Stafettendienstes kreuz und quer durch Europa, auf die der Kaiser ganz außerordentlichen Wert legte. So waren 600 Postillione auf drei Jahre zu vier Franken Lohn am Tag angestellt, um den Briefwechsel zu befördern. Und nun das! Diese sächsische Gemütlichkeit!

„Ich kenne kein ärgeres Phlegma als das von euch sächsischen Postillionen!“, nahm er sein Schimpfen gegenüber dem armen Kerl vorn auf dem Kutschbock wieder auf.

Zum Glück stießen sie in der späten Nacht endlich auf einen Wachmann, der sie bis vor die Tür des Gesandten führte, der im Loß'schen Palais in der Kreuzgasse unweit des Pirnaischen Tores residierte.

Baron de Serra erwartete den hohen Gast mit einem Nachtmahl. Caulaincourt hatte ihn durch einen Botenreiter wissen lassen, dass seine Majestät bei ihm essen und übernachten würde. Auf der Reise nach Paris wünsche Napoleon zudem, sich in des Gesandten Wohnung inkognito mit dem sächsischen König zu treffen.

Napoleon hatte sich und seinem Begleiter Caulaincourt auf der langen Reise kaum eine Pause gegönnt, die länger als eine Stunde währte. Auch nach der Ankunft in Dresden, inzwischen war es spät nach Mitternacht geworden, ging der Kaiser sofort an die Arbeit. Er diktierte Depeschen nach Wien, dann an den König von Neapel Murat – seinen Schwager – und weitere Fürsten und versäumte nicht, auch verschiedene Befehle an die Truppen im Osten zu geben. Der König von Neapel, hoffte er, könne als Oberbefehlshaber die versprengten Truppen in Russland wieder sammeln. Nach dem Diktat speiste er und legte sich schlafen.

Wie gewohnt hatte Napoleon seine Gedanken und Befehle aufnehmen lassen, während er auf und ab schritt. Dann kreiste er um den in der Mitte des Raumes stehenden Tisch und diktierte bald einen Briefetzen nach Wien, dann einen an Neapel und so weiter, um sich nach Vollendung der Runde wieder dem Schreiber der Wiener Depesche zuzuwenden. Die in der späten Nacht von Baron de Serra beorderten Schreiber hatten alle Mühe, dem Diktat zu folgen. Die Kunstfertigkeit, die ihre französischen Amtskollegen in einer besonderen Kurzschrift entwickelt hatten, konnten sie nicht aufbringen. Ohne Caulaincourts Hilfe, dem der Duktus Napoleons vertraut war, hätten sie den Rest ihres Lebens sicher hinter Kerkermauern verbracht. Denn der Kaiser, dem die Schriftstücke am nächsten frühen Morgen zur Zeichnung

vorzulegen waren, war penibel darauf bedacht, dass sich auch die kleinste Nuance seiner Gedanken darin wiederfand.

Während Caulaincourt, stöhnend über die Unbeholfenheit der Schreiber, noch mit der Korrektur der Briefe beschäftigt war, traf der beorderte sächsische König ein. Caulaincourt weckte den Kaiser, wie ihm geheißen, und zog sich zurück, während die beiden Monarchen beieinander waren. Zugleich überließ er die unglücklichen Schreiber ihrem Schicksal. „Sollen diese Tölpel warten, bis ich ein wenig geruht habe“, dachte er.

Bevor er sich niederlegte, hatte er noch in seiner Sache verschiedene Orders zu geben. Da Napoleon wünschte, am nächsten Morgen bereits sieben Uhr nach Leipzig aufzubrechen, hatte er neben dem Abfassen der Briefe bis zur genannten Zeit ein neues Gefährt zu bestellen. Der offene Reiseschlitten des Kaisers war in Schnee und Eis zu stark beschädigt worden, als damit an ein weiteres Fortkommen zu denken war. Eilig wurde aus dem königlichen Marstall eine Kutsche bereitgestellt und auf Kufen gesetzt.

Völlig übermüdet fand Caulaincourt nach Erledigung all seiner Aufgaben keinen Schlaf. Wie wollte sein Gebieter dem sächsischen Verbündeten begreiflich machen, dass kaum eines seiner 21.200 Landeskinder, von den 7.200 fast noch wertvolleren Pferden gar nicht zu reden, aus dem Russlandfeldzug zurückkehren würde? Jedenfalls, dachte er bei sich, wird der Kaiser den armen Mann, den er zum König Friedrich August I. erhob, im heutigen Treffen wohl nicht abfällig „mon cher Papa“ nennen, wie er es bisher so oft getan hatte.

Kaum etwas eingeschlummert gellten Caulaincourt die Schreie der verwundeten und krepierenden Franzosen, Sachsen, Westfalen, Bayern, der Rheinländer, Italiener, Holländer und Belgier, nicht zuletzt der Preußen und Österreicher in den Ohren, die Napoleon in die Schlacht von Borodino dicht vor Moskau geführt hatte. Ihm träumte, er watete im Blut der gefallenen und verwundeten Soldaten. Es lief ihm in die

hohen Schaftstiefel und quietschte und schmatzte darin bei jedem Schritt. Als Junge hatte er sich einen Spaß daraus gemacht, barfuß den Sog des kühlen Moores zu spüren. Jetzt aber, in seinen Stiefeln, meinte er einen widerlich warmen Schlamm aus Menschenblut und Gedärm zu spüren. Stöhnend wälzte er sich auf die andere Seite. So entfloh er den erstarrten Augen des in der mörderischsten Schlacht seit Menschengedenken gefallenen Bruders, einem der Adjutanten des Kaisers. Und doch war ihm, sein Bruder hätte mit ersterbender Stimme gewarnt: „Wenn diese Schlacht auch noch gewonnen wird – den Krieg müssen wir verlieren. Die Russen nennen ihn ihren ‚Großen Vaterländischen Krieg‘. So wird ein ganzes Volk gegen uns stehen wie ein Mann!“

Vor Caulaincourts Augen flimmerte das Bild des brennenden Moskau, wo die Armeen nach der verlustreichen Schlacht ihr Winterquartier zu finden hofften. Überall, an allen Ecken und Enden der Stadt, huschten die Russen wie unheimliche, nicht zu fassende Schatten durch die Straßen und warfen ihre Brandfackeln in jedes Haus, jedes Proviantlager. Im Wachraum erschien ihm das fassungslose Gesicht des Kaisers, der aus den Fenstern des Kremls heraus auf das brennende Moskau sah – das in Schutt und Asche fallende Winterquartier. Wie tausend Teufel tauchten alle Augenblicke Kosaken aus dem Höllenfeuer auf, schlugen auf die Köpfe der erschöpften Truppen Napoleons ein und verschwanden, so schnell sie gekommen waren. Es half nichts – Rettung konnte nur die Flucht nach Westen bringen.

Vor Übermüdung frierend meinte Caulaincourt in seinem flachen Schlummer die Kälte des Beresina-Flusses zu spüren, der den flüchtenden Truppen im Wege lag. Er sah Menschen und Pferde im Eis versinken. Ihn überkam ein Schüttelfrost. Er sah die eilig errichtete Holzbrücke, die nur einigen tausend der zerlumpten und frierenden Gestalten, die einst die Grande Armée waren, Rettung ans andere Ufer gab. Gesichter der großen Kriegsherren, zu gräulichen Fratzen verzerrt, erschienen ihm und marterten das Hirn des müden Caulaincourt. Wie ein unheimlicher Dämon sprang der alte Kutusow ihn an. Er fühlte, wie der listenreiche Russe ihm und den seinen an die Gurgel ging. Nie war

er endgültig zu schlagen gewesen. Einem Nebel gleich verschwand er in den russischen Weiten hinter Moskau. Dann, vom Gebirge im Norden und den Steppen im Süden aus, umgriffen seine Truppen wie ein mit riesigen Zangen bewehrtes Ungetüm die Große Armee, die nach Westen flüchtete. Der rettenden Beresina entgegen. Das Untier mit seinen Zangen wie die eines Hirschkäfers hetzte sie durch den eisigen Sturm und den Schnee.

Caulaincourt schreckte schweißgebadet auf. Zuletzt war ihm das Bild Napoleons erschienen, der den Befehl zur Vernichtung der rettenden Brücke gab, kurz bevor Kutusows Truppen sie erreichten. Hunderte seiner Soldaten blieben verzweifelt zurück und verschwanden im Schlund des alles zermalmenden Ungetüms, das ihnen auf den Fersen war. Zu seinem Entsetzen stellte Caulaincourt fest, dass ihm Napoleons Bild ebenso fratzenhaft, nicht anders als das der feindlichen Feldherren, erschienen war. Voller Kälte und Berechnung schoben sie ganze Armeen gegeneinander, als seien es leblose Schachfiguren.

„Die Russen“, marterten die Worte Napoleons das jetzt wieder hellwache Hirn Caulaincourts, „die Russen müssen allen Völkern als eine Geißel erscheinen. Der Krieg gegen Russland mit seinen in Leibeigenschaft gefangenen Bauern ist ein Kampf im wohlverstandenen Interesse des alten Europa und der Zivilisation. Erst wenn ich Russland, dessen Adel gemeinsame Sache mit den Engländern macht, geschlagen habe und unter Umständen bis zur englischen Kolonie Indien vorrücke, habe ich den Erzfeind England endgültig besiegt. Er weiß, Caulaincourt, dass die Engländer den Kontinent mit ihren Billigwaren überschwemmen, die sie aus ihren modernen Fabriken ziehen. Deshalb führe ich mit der Kontinentalsperre meinen Handelskrieg gegen sie.“

Doch aus den hochfliegenden Plänen des Imperators, ganz Europa nach seinem Willen und seiner Vorstellung zu gestalten und England für immer davon auszuschließen, war nichts geworden. Zar Alexander hatte ihm, dem Kaiser der Franzosen, wochenlang die Antwort auf seinen Diktatfrieden versagt. Stattdessen warf er ihm den alten Fuchs

Kutusow entgegen. So war der Russlandfeldzug verloren. Napoleon eilte quer durch Europa nach Paris, um neue Truppen auszuheben.

Pünktlich sieben Uhr am Morgen des 14. Dezember jagte die auf Kufen gestellte Kutsche, mit vier Pferden aus dem königlichen Marstall bespannt, am Japanischen Palais vorbei und zum Weißen Tor aus Dresden hinaus in Richtung Meißen und Leipzig.

Nach langem, quälendem Schweigen begann Caulaincourt das Gespräch: „Wie hat der König es aufgenommen?“

„Was meint Er?“

„Die Kunde des Verlustes meine ich.“

„Er war bleich wie Wachs, der Alte. Doch ich brauche neue Soldaten – auch von ihm. Ich habe die Deutschen zu souveränen Fürsten, so manchen zum König gemacht – auch diesen Sachsen. Er ist mir treu. Doch der sächsische Adel ist nicht wie sein König. Er ist ein wahres Wespennest! Aufruhr und Verschwörung, wohin man blickt! Miltitz, Vieth, Senfft, Schönberg, Zezschwitz, Oppell, die Carlowitzens und wie die Kerls sonst noch heißen – ein wahres Wespennest, Caulaincourt! Haben sie nicht Nutzen gezogen, als ich den deutschen Fürsten mehr als die Hälfte des alten Heiligen Römischen Reiches in ihre Gewalt legte? Habe ich mit dem Rheinbund nicht eine Allianz zwischen Frankreich und diesen Deutschen geschmiedet? Zuerst, 1806, waren es sechzehn deutsche Länder, die sich mir anschlossen und das Reich verließen. Schließlich blieben nur Preußen und Österreich als jämmerlicher Rest des ‚Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation‘, die dem Rheinbund nicht angehörten! Die Fürsten Europas haben es mir zu danken, dass der Sturmflut des revolutionären Geistes, die auch ihre Throne bedrohte, Halt geboten wurde. Was sind da 120.000 Soldaten, die ich als Gegenleistung forderte?“

„Nicht jeder der Fürsten des Rheinbundes ist Euch mit Freuden gefolgt, Sire!“, wagte Caulaincourt einzuwenden. Die Huldigung, die die deutschen Fürsten dem Franzosen 1808 in Erfurt entgegenbrachten,

war ihm nicht in jedem Falle als echt erschienen. Damals stand Napoleon im Zenit seiner Macht.

„Das stimmt, verdammt! Doch was sollen diese Kerle mir? Treue Vasallen haben sie zu sein, das reicht. Ich brauche ihre Liebe nicht, wenn mich nur das Volk liebt! Habe ich nicht jedem einzelnen Volk, allen von mir befreiten Europäern zugerufen: Frankreichs Armee kommt, um euch von den Ketten zu befreien, an denen ihr so lange vergeblich rütteltet? Hier Leibeigenschaft und Fron, da Inquisition wie im Mittelalter. Überall bedrängte Untertanen in Europa! Eigentum, Sitte, Religion, alles wird geachtet werden, war mein Versprechen. Besser ich mache den Völkern die Revolution, als dass sie sich zur Herrschaft aufschwingen wie die Jakobiner! Mit unerbittlicher Strenge, Er weiß es, habe ich das Prinzip der Sittenachtung zu wahren gesucht. Meint Er, Caulaincourt, es hätte mich damals in Italien nicht geschmerzt, eine Reihe von meinen Soldaten samt ihrem Korporal fusilieren zu lassen? Doch sie hatten Vasen in einer Kirche gestohlen!“

„Vasen gestohlen?“

„Ja, Vasen gestohlen! Wer heute Vasen stiehlt, scheut sich morgen nicht, einem Kinde das Spielzeug zu rauben. Und übermorgen ist ihm die Freiheit eines Volkes gleichgültig, wenn er nur selbst die Freiheit hat, es auszuplündern.“

Caulaincourt wusste hingegen von den unermesslichen Kunstschatzen, die Napoleon selbst aus Italien raubte. An der unbedingten Treue zu seinem Kaiser begann zunehmend der Zweifel zu nagen. Jetzt war wieder ein solcher Moment gekommen, in dem dieser Geselle, der der Feind der Treue ist, kräftig zubiss. Durfte es denn sein, dass ein und dieselbe Tat dem einen Ruhm und Ehre, dem anderen hingegen die Todesstrafe brachte? „Eure Strenge, Sire, ist...“, wollte er einwenden, denn ihm schien diese Strafe zu hart, ja menschenverachtend.

Doch Napoleon fiel ihm ins Wort: „Die Nation braucht einen Führer, einen durch Ruhm hervorragenden und strengen Führer! Die Franzosen lassen sich führen, wenn man ihnen nur geschickt das Ziel verheimlicht, auf das man sie zumarschieren lässt. Schon der große Preuße

Friedrich wusste, dass man die Wahrheit nur mit Zurückhaltung und niemals zu ungelegenen Zeiten sagen darf.“

Bei diesen Worten Napoleons biss der Zweifel erneut in Caulaincourts Brust: „Aber das ist“, brachte er leise stotternd hervor, „halten zu Gnaden, Majestät – das ist ja Volksbetrug!“

„Ja wenn schon“ – Napoleon lachte laut auf – „er ist unabdingbar und daher nützlich! Dem Führer muss es nur angelegen sein, dass der Pöbel glaubt, zu seinem Nutzen betrogen zu werden. Die Vernunft des Volkes besteht zumeist aus Vorurteilen. Sich zu Höherem aufzuschwingen, gelingt nicht vielen. Man muss darauf bedacht sein, dass sich der Pöbel nicht selbst zu viele Vorurteile bildet. Es ist Aufgabe des Regenten, sie zu seinem Nutzen ins Volk zu streuen. Vor allem dann, wenn es um die großen Dinge in der Welt geht. Oder meint Er vielleicht, der kleine Soldat aus irgendeinem französischen Dorf wäre mir bis Moskau gefolgt? Das tat er nur, weil ich ihm sagte, der Russe sei sein Feind!“

„Doch ist der Volksbetrug auch erlaubt?“

„Erlaubt, erlaubt – er ist nützlich, Caulaincourt! Weiß Er nicht, dass schon der große Aufklärer d’Alembert die Frage, ob der Volksbetrug nützlich sei, der Berliner Akademie der Wissenschaften zur werten Beurteilung empfahl? 1780 rechnete er dem Preußenkönig vor, dass von zehn Millionen kaum 1.000 Personen nicht geistig träge, stumpf und schwachherzig sind.“

„Ich weiß es wohl, Majestät. Deshalb schrieb Friedrich das Thema als Preisfrage an seiner Akademie aus. Er wollte wissen, wie mit der großen Mehrheit des Volkes umzugehen sei.“

„Also, Caulaincourt. Welchen Sinn sollte der Wettbewerb der großen Gelehrten gehabt haben?“

„Ich bin Euer bescheidener Diener, Majestät. Es steht mir nicht an, Ihm Unterricht zu erteilen!“

„Doch wohl nur den, ob der Volksbetrug für den Monarchen, meinetwegen für die ganze Regierung, nützlich sei. Und was nützlich ist, ist auch erlaubt!“